

Spezial-Prämie!



Das Leben des

Fürsten Bismarck.

Eine Geschichte der Wiedergeburt der deutschen Nation. Von
PAUL HERMANN.

Inhalt.

Herr von Bismarck-Schönhausen. 1. Jugendzeit. 2. Parlamentarische Verträge. 3. 1851-1862.
Von der Ueberrahme des Ministeriums bis zum Prager Frieden. 1. Der Verfassungs-Konflikt. 2. Die Deutsche Frage. 3. Der bismarckische Krieg.
Der Kampf gegen Österreich bis zum Ausbruch des deutsch-französischen Krieges. 1. Der Krieg mit Österreich. 2. Die Feinde im Rücken. 3. Napoleon's Neutralität und Italien. 4. Sadoma und die Folgen. 5. Der Norddeutsche Bund.
Der deutsch-französische Krieg. 1. Die Hohenzollern'sche Candidatur. 2. Bismarck und Frankreich. 3. Gründung des Deutschen Reiches.
Deutschland's europäische Machtstellung und Bismarck's Friedenspolitik. 1. Die französische Republik. 2. Deutschland's Bündnisse.
Die innere Gestaltung des deutschen Reiches. 1. Kanzler und Papst. 2. Neue Bahnen, alte Konflikte. 3. Die soziale Frage.
Nach dem Tode Kaiser Wilhelm's I. 1. Neue Herren. Friedrichsruh.

Das Buch enthält 392 auf elegantem Papier gedruckte Seiten, ist voll illustriert, mit Bismarck's Porträt, nach Verbands, als Titelblatt versehen und erhält jeder Abonnent, der den „Anzeiger und Herold“ auf ein Jahr im Voraus bezahlt, das Buch gegen Nachzahlung von 50 Cents. Sonstiger Preis 80.75.

Ueber Bismarck sind schon unzählige Bücher und Broschüren geschrieben, unersetzliches Wissen jedoch ist bis jetzt noch von keinem Deutsch-Amerikaner ein größeres Werk über diesen bedeutenden Staatsmann veröffentlicht worden. Hier bietet sich nun dem Leser die Gelegenheit, ein Werk aus der Feder eines der besten deutsch-amerikanischen Journalisten kennen zu lernen, und braucht somit nicht zu fürchten, schmeicheilhafte Berichte aus dem Leben Bismarck's zu lesen, sondern wahrheitsgemäß die großen Thaten und auch Fehler dieses Staatsmannes kennen zu lernen.

Unter dem Namen Paul Hermann verbirgt sich der bekannte Journalist Paul Haebler, und glauben wir, daß dessen Name zur Genüge eine Garantie ist, daß dieses Werk den besten an die Seite gestellt werden kann.



Doppelt

sonstige Befriedigung, als sonst ordinäre Seife gewährt, und nicht halb so viele Ausgaben und Beschwerden. Daher kommt's, daß Tausende von nachdenkenden, strebsamen Frauen Santa Claus Soap gebrauchen. Sie haben durch praktische, durchgreifende Prüfung derselben ausgefunden, daß es für den Gebrauch an Waschtagen und an allen anderen Tagen keine Seife in der Welt giebt, welche der

SANTA CLAUS SOAP

auch nur annähernd gleich käme. Überall zu haben. Nur hergestellt von
The N. K. Fairbank Company, - Chicago.

Importierte
Kalender
für 1895

zu haben in der Office des
Anzeiger und Herold,
305 W. 2. Straße.

Der hinkende Bot,
gewöhnliche Ausgabe, 20 Cents.

Münchener
Fliegende Blätter Kalender,
der beste humoristische Kalender,
30 Cents.

Bonifacius Kalender,
20 Cents.

Regensburger Marien-Kalender,
25 Cents.

Buch Kalender,
25 Cents.

J. P. WINDOLPH,
305 W. 2te Str.
GRAND ISLAND - NEB.

Neue Prämie.



Abraham Lincoln.

Sein Leben und seine öffentlichen Dienste von

P. A. Sanford.

übersetzt von Julius Würzburger.

Wie Alle wissen, war Lincoln ein Mann, der für sein Vaterland gethan und wenn wir auch mit seinen Thaten bekannt sind, wenn wir auch häufig Broschüren aus seinem Leben gelesen haben, so giebt es doch Viele unter uns, die noch nicht in dem Besitze eines Werkes sind, welches das Leben unseres Märtyrer-Präsidenten von seiner Geburt bis zu seinem Tode beschreibt.

Dieses Buch ist in einem eleganten illustrierten Papiertitel gebunden, enthält 189 Seiten, ist klar und schön gedruckt und wird von uns als

Gratisprämie

gegeben an Alle, die den „Anzeiger und Herold“ auf ein Jahr im Voraus bezahlen.

— Bezahlt eure Zeitung, wenn ihr etwas schuldig seid. Wer seine Schulden bezahlt, verbessert seine Güter.

Der Gjongenhauptling.

Historischer Roman von Carit Klar.

(Fortsetzung.)

Dies Leben war wie gemacht für diese kühne, energische Natur. Er war überall und nirgends, er kundschaftete die Streifpatrouillen der Schweden aus, wußte, durch welche Gegenden sie zogen und sammelte darnach seine Leute entweder zu offenem Kampf oder zum Ueberfall aus dem Hinterhalt. Schiffe knallten, verzweifelter Flehen und rasendes Nachgeheiß hallten durch den Wald. Es kam bei diesen Gelegenheiten nicht allein darauf an, zu siegen, sondern auch zu zerstören, damit kein Flüchtling das Geseheene verrathen und die Kameraden warnen konnte. Die Beute wurde dann zu nächstlicher Stunde mit Fischerbooten weiter befördert und landete in der Regel am nächsten Morgen in Kopenhagen an.

Sowas Name war in aller Munde, die unglaublichsten Geschichten waren über ihn im Umlauf. Das Ansehen, das ihm König Friedrichs Gunst bis dahin nicht hatte verleihen können, verschaffte ihm jetzt sein Muth und sein Glück. Er war der Held des Tages. Die Edelknechte ließen sich von ihm aus der Noth erretten und mit ihren Familien in die Hauptstadt führen, die Herren vertrauten ihm ihren werthvollsten Besitz an. In jedem Hause hatte er seine Anhänger und Vertrauten, Männer, mit denen er zusammen gekämpft, Frauen, die er beschützt hatte; sie Alle theilten ihm mit, was sie wußten, sie verstärkten seine Streitmacht und theilten seine Gefahren mit demselben Ziel vor Augen — den Bedrängten in der Hauptstadt beizustehen, und für denselben Lohn — vergessen zu werden.

Holger Reed ging, während er auf das Kommen der Schweden wartete, mit bedächtigen, abgemessenen Schritten in der Vorhalle des Schlosses auf und nieder. Seine feinen, weißlich gelben Haare waren ungewöhnlich bleich. Nach einer Weile verließ er die Vorhalle und trat in den Saal der Herren. Der Herrmann, ein großer, breitschulteriger Mann mit länglichem, rothem, pockennarbigem Gesicht, einer stark gebogenen Nase und kleinen, raubthierartig funkelnden Augen, trat in die Halle.

Nachdem er und Reed die zu jener Zeit gebräuchlichen, umständlichen Begrüßungen ausgetauscht hatten, legte er: „Mein Herr, ich komme mit der Bitte zu Euch, mir und meinen Leuten während unseres Aufenthaltes hier in der Gegend Quartier zu geben.“

„Der Hauptmann“, erwiderte Reed, „Alles hier steht zu Euren Diensten. Leider werdet Ihr es nicht sehr behaglich bei uns finden, denn frühere Einquartierungen beraubten uns zum größten Theil unseres Eigenthums.“

„Se. Majestät hat mich auch nicht hierher geschickt, um ein behagliches Leben zu führen“, erwiderte der Hauptmann lächelnd. „Meine Leute sind geduldig, und ich hoffe, daß wir einen besseren Ruf hinterlassen werden als unsere Vorgänger. Was mich selber betrifft, so führe ich Krieg wie ein Edelmann, nicht wie ein Marodeur. — Wo bewohnt das Schloß?“

„Frau Elsebeth Buchwald und ich, ihr Vetter.“

„Wollt Ihr der gnädigen Frau meinen tiefsten Respekt vermelden und sie in meinem, Hauptmann Ehrens, Namen versichern, daß sie nicht die geringste Veranlassung hat, sich vor dem aufgedrungenen Besuche zu fürchten. Später werde ich mir die Freiheit nehmen, ihr selber meine Aufwartung zu machen.“

Mit einer höflichen Verbeugung vor Reed wandte er sich zum Gehen.

Die Worte des Hauptmanns und der freundliche Ton, in dem sie geäußert wurden, wirkten beruhigend auf das Gemüth des Junkers. Auch auf Frau Elsebeth machte er, als er sich ihr im Laufe des Tages vorstellte, einen sehr günstigen Eindruck. Sein ganzes Auftreten zeugte von Bildung und von guten Sitten. Er verbrachte den größten Theil des Nachmittags in der Gesellschaft der alten Dame. Er wußte sie zu trösten und zu beruhigen und machte sie allmählich fähiger und mittheilbarer. Eine fernere gute Eigenschaft Hauptmann Ehrens bestand in der vorzüglichen Mannesstärke, die er zu halten wußte, und von welcher er schon am ersten Tage glänzende Beweise lieferte. So geschah es denn, daß Frau Elsebeth, die am frühen Morgen der Bergweisung nahe gewesen war, sich am Schluß des Tages zu den neuen Gästen Glück wünschen konnte.

Die folgenden Tage beschäftigten die gute Meinung, die man von dem Hauptmann hegte. Er blieb sich immer gleich, war still und anspruchslos und verbrachte seine Zeit in Erfüllung seiner Pflichten oder in Frau Elsebeths und Junker Reeds Gesellschaft. Kahren ließ sich nicht ab, obwohl Frau Elsebeth, wenig zu befürchten war, fast ihren Beschluß bereute.

„Es ist doch eine merkwürdige Ähnlichkeit“, begann Ehner eines Tages, „zwischen Euch, gnädige Frau, und meiner Mutter daheim. Euer Antlitz, Euer Mienen, Euer Gang, ja selbst Euer Stimme rufen die Erinnerung an das stille, glückliche Leben meiner Jugend in mir wach. Wir, meine Mutter, meine Braut und ich, lebten still und friedlich auf unserm Gute, bis dieser ungeliebte Krieg ausbrach und Alles zerstörte.“

„Aber wer zwang Euch denn, Euer stilles Leben aufzugeben und in den Krieg zu ziehen?“

„Ich war arm, meine Braut ebenfalls, da zog ich fort, um mein Glück zu versuchen.“

Frau Elsebeth sah eine neue Bürgschaft in dieser Ähnlichkeit, auch rührte sie der ehrerbietige, fast kindliche Blick, mit dem Ehner sie unverwandt betrachtete. Je mehr ihre Furcht sich verlor, desto mehr kehrte ihr Zutrauen zurück, das verborgene Silberzeug kam wieder zum Vorschein; Becher, Kannen und Leuchter prangten wie ehemals auf dem Tische. Der gute Hauptmann hatte nur Augen für Elsebeths Ähnlichkeit mit seiner Mutter.

Eines Abends saß er wie gewöhnlich im Vorzimmer und schiederte seine glücklichen, häuslichen Verhältnisse, dies Idyll, wie er es nannte, zu dem sich seine Gedanken aus dem großen Drama flüchteten, in welchem er eine Rolle zu spielen gezwungen war. Frau Elsebeth schenkte Wein ein, der Hauptmann trank.

„Dieser kleine Becher“, rief er aus, indem er den eben geleerten, schon zitternden Weinbecher aufmerksam betrachtete, „erinnert mich an ein Versprechen, das ich meiner Braut beim Abschied gegeben habe. Sie bat mich, ihr einen solchen Becher zu schicken, ich habe michmalen daran gedacht, habe aber noch keinen gefunden, der mir so gut gefallen hätte wie dieser hier. Das nächste Mal, wenn ich nach Kjöge komme, will ich mit Eurer Erlaubnis einen Goldschmied hierher senden, damit er eine genaue Zeichnung von dem Becher macht und mir einen eben solchen anfertigt. Auf diese Weise erhalte ich gleichzeitig ein dauerndes Andenken an Euch, gnädige Frau, und an meinen angenehmen Aufenthalt hier auf dem Schloß.“

Frau Elsebeth lächelte freundlich. „Für mich“, sagte sie, „würde es eine angenehme Erinnerung sein, wenn Ihr, statt den Becher nachmachen zu lassen, das Original behalten wöllt, da diese Kleinigkeit für Euch von Werth zu sein scheint.“

Der Hauptmann schien höchlichst überrascht zu sein.

„Gnädige Frau“, erwiderte er in vorwurfsvollem Ton, „ich kann Eure Güte unmöglich mißbrauchen.“

Auch Frau Elsebeth schien sehr überrascht zu sein, denn sie sah, wie Ehner bei dieser Versicherung den Becher nochmals leerte und ihn mit der ruhigsten Miene von der Welt in der Tasche seines Wamms verschwinden ließ.

Dann setzte er die Unterhaltung in demselben sanften, freundlichen Tone fort. Frau Elsebeth war sehr nachsichtlich und wortfarg geworden, sie begriff diese Handlungsweise nicht so recht.

Einige Tage später sah Ehner abermals im Wohnzimmer. Es war bereits sehr spät geworden, und der Hauptmann schied sich an, Abschied zu nehmen.

„Ich gehe“, sagte er, „aber deswegen scheiden wir doch nicht von einander. Nicht allein am Tage lenkt diese wunderbare Ähnlichkeit meine Gedanken auf Eure Person, auch während der letzten Nächte habt Ihr meine Träume ununterbrochen beschäftigt.“

„Wirklich?“ fragte Frau Elsebeth lächelnd, „und was träumtet Ihr denn?“

„Ich muß mich fast schämen, es zu sagen“, antwortete er zögernd, „aber Ihr fragt mich, gnädige Frau! Wir träumten, daß Ihr mir die schöne Wein-Kanne schenktet, deren Form und Verzierung genau zu dem hübschen Becher passen, den Ihr mir neulich geschenkt habt!“

Frau Elsebeth starrte den Hauptmann ganz verwundert an, dieser erwiderte ihnen Blick mit ruhigem Lächeln. „Träume trügen“, erwiderte sie kurz, „diese Kanne trägt mein Wappen, ich beabsichtige nicht, mich davon zu trennen.“

„Ach, meine Gnädige“, unterbrach Ehner sie plötzlich, „Ihr erdrückt mich ja mit Euren Gaben.“

„Was sagt Ihr?“

„Habe ich Euch etwa mißverstanden?“ fragte er, nach der Wein-Kanne greifend. „Jetzt habe ich schon zwei Stücke zu der Aussteuer meiner kleinen Braut. Wie sie sich freuen wird! Nur schade, daß sie Euch nicht selber ihren Dank aussprechen kann!“

Der Hauptmann ergriff bei diesen Worten die widerstrebende Hand der Dame und führte sie an seine Lippen. Sie betrachtete ihn verwundert, sein Antlitz entsprach seinen Worten völlig, es drückte nur Freude und Dankbarkeit aus.

Frau Elsebeth erhob sich und verließ das Zimmer. Erst in diesem Augenblick begriff sie, wie bitter sie getäuscht worden war.

Einige Tage später kam sie zu Holger auf das Thurnzimmer. Ihr Antlitz drückte den bittersten Zorn aus.

„Ich Unglückselige“, rief sie, „was soll ich nun anfangen? Ich bin getäuscht und betrogen von diesem Schurken von Hauptmann. Er ist der Edelmuth von Allen, die bis jetzt hier waren!“

Holger ergriff die Hand der Verzweifelten, auch er war bleich und erregt.

„Habt Euch, theure Tante, und erzählt mir, was geschehen ist, sprecht nur nicht so laut, man könnte Euch unten hören.“

Frau Elsebeth warf Holger einen mitleidigen Blick zu, dann fuhr sie in heftigem, leidenschaftlichem Tone fort: „Ich habe Dir schon erzählt, wie er

sich durch seine erheuchelte Sanftmuth und Freundlichkeit mein Vertrauen ersah; zuerst lockte er mit einem silbernen Becher, dann eine Wein-Kanne ab, am folgenden Tage ein Salzfaß und drei silberne Köpfe, Alles mit der größten Höflichkeit, bald als Darlehen, bald als Modell, um einen ähnlichen Gegenstand darnach anfertigen zu lassen. Dabei lächelte er spöttisch und erzählte mir, daß es zur Aussteuer für seine Braut sein soll. Wenn es so weiter geht, habe ich binnen Kurzem kein Stück mehr! Du Schweiger, Holger! Wenn Du mich nicht beschützen kannst, so gib mir wenigstens einen guten Rath.“

Holger besann sich auf eine Antwort. Er war ebenso rathlos wie seine Tante. Da wurde leise an die Thür geklopft, sie öffnete sich und Hauptmann Ehner trat höflich lächelnd, wie immer, ein.

Frau Elsebeth stieß einen Schrei aus. Holger wurde noch um einen Schatten bleicher bei dem Gedanken, daß der Hauptmann ihre Unterhaltung möglicherweise gehört haben könne.

„Ich nahm mir die Freiheit, hierher zu kommen“, rief der Hauptmann, indem er sich ehrfurchtsvoll verneigte, „weil ich eine Nachricht zu überbringen habe, die keinen Aufschub duldet.“

„Eine Nachricht?“ fragte Elsebeth. „Für mich?“

„Ja, soweit ich den Dragoner verstehe, der noch unten im Hofe hält. Es ist ein Befehl von General Perlen an die gnädige Frau, ihm bis morgen Mittag fünftausend Pfund Den zu liefern.“

„Diese Lieferung geht ja nicht mich, sondern den Besitzer des Gutes an, das ich während seiner Abwesenheit bewohne.“

„Ja“, erwiderte der Hauptmann, „in diesen Zeiten ist es eine Unmöglichkeit für uns, einen Unterschied zwischen Besitzer und Bewohner zu machen! Nicht wahr, Junker, Ihr werdet der gnädigen Frau das erklären können!“

„Leider“, entgegnete Reed, der sich von der ersten Angst erholt hatte, „glaube ich, daß der Hauptmann recht hat.“

„Aber es ist ja eine Thorheit, so etwas zu verlangen!“

„Was meint Ihr damit, gnädige Frau, doch nicht mein gutes Recht?“

„Nein, ich wollte sagen, daß hier auf dem Gute kaum der vierte Theil des Heues aufzubringen ist!“

„Dann muß man versuchen, einen Ausweg zu finden. General Perlen ist ein sehr strenger, bestimmter Herr. Ich würde sehr ungern Veranlassung zu seinem Unwillen geben.“

„Aber ich versichere Euch, es ist mir ganz unmöglich, das Verlangte aufzubringen“, versetzte Frau Elsebeth in verzweifelterm Tone. „Was wollt Ihr dann nur mit mir anfangen?“

„Ich will das Schloß verlassen, gnädige Frau, und zwar so bald wie möglich“, antwortete Ehner mit schmerzlichem Seufzer. „Ihr, gnädige Frau, die Ihr gleich meiner vortrefflichen Mutter so hoch über allen gewöhnlichen Menschen steht, werdet leicht begreifen können, welche traurigen Folgen diese Weigerung haben muß.“

Frau Elsebeth zitterte bei dem abermaligen Vergleich mit dieser vortrefflichen Mutter, eine unbestimmte Furcht erwachte in ihr, denn nun kannte sie die Heihenfolge, die Mutter erinnerte den Hauptmann stets an seine Braut, und bei dem Gedanken an seine lebenswürdige Braut erinnerte er sich der Aussteuer, zu der er so fleißig einsammelte.

„Aber in welcher Verbindung steht denn die Weigerung meiner gnädigen Frau Tante zu Eurer Reise?“ fragte Reed.

„Wie könnt Ihr nur darnach fragen!“ erwiderte Ehner. „Glaubt Ihr, junger Herr, daß ich es über's Herz bringen würde, Zeuge der unangenehmen Auftritte zu sein, welche diese Weigerung nothwendiger Weise mit Gefolge haben muß? Man würde sich mit Allen, was man auf dem Schloße findet, bezahlet machen. Statt der fünf- undzwanzig Mann müßte die gnädige Frau eine ganze Kompanie erhalten. Und diese geworbenen Truppen kennt Ihr doch! Das sind Kroaten, Slavonen, Banditen! Die mordeten ihren besten Freund um einen Becher Wein, sie führen Krieg mit der ganzen Welt, das heißt mit Allen, die reicher sind als sie. Glaubt Ihr, gnädige Frau, daß ein einziger von diesen rohen Kerlen Achtung vor den vorzüglichsten Eigenschaften haben würde, die ich an Euch so aufrichtig bewundere? Die begnügen sich nicht damit, zu bitteln, wo sie das Recht haben, zu fordern. Welche schrecklichen Auftritte würden hier vor sich gehen! Welche Untersuchungen würde man vornehmen!“

„Diese Untersuchungen würden erfolglos sein!“

„Dieselben Worte wiederholte ich dem General neulich, als die Rede auf Euch kam, aber merkwürdiger Weise schenkte er mir zum ersten Male in seinem Leben keinen Glauben, vielmehr ein altes, abentheuerliches Frauenzimmer, welches sie hier in der Gegend Kjöge nennen, ihm erzählt hat, daß die gnädige Frau kürzlich durch den Vagehals Svend Gjönge einen großen Schatz von Schöln hierher habe befördern lassen.“

Frau Elsebeth durchschaute den Hauptmann. Als er des Schatzes erwähnte, ließ sie einen tiefen Seufzer aus. Jetzt sah sie ein, daß sie verloren war.

„Und was rathet Ihr mir zur Vermeidung dieses Unglücks zu thun?“ fragte sie in demüthigen Tone.

„Ich kann Euch nicht rathen“, erwiderte Ehner pathetisch; „ich selber bedarf nur allzufehr des Rathes; ich, Euer dankbarer Schuldner, fühle mich Euch gegenüber um so mehr verpflichtet, als ich gerade heute eine kleine Bitte an Euch zu richten gedachte.“

„Eine Bitte?“

„Ja, ich habe nämlich einen Boten nach Kjöge geschickt, um mir ein Stück Silberzeug für die Aussteuer meiner Braut anfertigen zu lassen. Wollt Ihr, Ebenbild meiner Mutter, mir gestatten, den höchst geschmackvollen Armleuchter zu leihen, den ich neulich Abends in Eurem Zimmer gesehen sah?“

Frau Elsebeth war starr ob dieser Forderung. Ihre Augen schossen Blitze, sie suchte vergeblich nach einer Antwort. Ehner aber fuhr fort:

„Ihr staunt, gnädige Frau! Ihr begreift nicht, wie ein Edelmann sich in dem Grade veressen kann, daß er eine Bezahlung für einen Dienst verlangt. Aber wir leben heutzutage in einer sehr ungenirten Zeit, und da ich nun einmal angefangen habe, will ich meine Auseinandersetzung auch beenden: Ihr leihet mir den Armleuchter, die beiden dazu gehörigen Wandschere und die silbernen Theebretter, ich stehe natürlich für Alles ein und übernehme es, die Sache mit General Perlen zu Eurer Zufriedenheit zu ordnen; ich schaffe das Heu anderweitig, ich quittire die ausgelieferte Forderung oder sende sonst einen Ausweg; kurz, von nun an ruht die Verantwortung nicht mehr auf Euch, sondern auf mir allein. Schlagt Ihr dagegen meine Bitte ab, so befehlt der General das Schloß augenblicklich, und ich kann Euch die Versicherung geben, daß er Euch nicht schonen wird!“

Frau Elsebeth brach in ein lautes Schluchzen aus. Die Worte des Hauptmanns hatten ihre Wirkung erzielt. Sie bedachte ihr Antlitz mit den Händen und verließ das Thurnzimmer.

„Mein Herr“, begann Reed, alle Würde und Kälte zusammenraffend, in deren Besitz er war, „Ihr mißbraucht in unverantwortlicher Weise die Macht, die Euch der Zufall verliehen hat, Ihr gebt der gnädigen Frau Grund zu bitterer Klage.“

„Ach, Junker, was sagt Ihr nur?“ erwiderte Ehner, während sein Blick über eine Sammlung von Jagdgeräthschaften glitt, die an der Wand hing.

„Ich möchte wohl wissen, wer von uns beiden in diesem Augenblick seine Macht mehr mißbraucht, Ihr oder ich.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ fragte Reed erstaunt.

„Könnt Ihr noch zweifeln, daß ich, wenn ein Anderer es gemagt haben würde, mir gegenüber solche Worte zu führen, gezögert hätte, ihn auf Pistolen oder Degen zu fordern? — Euch gegenüber bin ich wehrlos — Ihr gleicht zu sehr meinem einzigen unglücklichen Bruder, der an meiner Seite in der Schlacht gefallen ist!“

Der Hauptmann schien so tief gerührt bei dieser Erinnerung, daß er seine Augen mit den Händen bedeckte. Als er sich ein wenig gefaßt hatte, fuhr er fort: „Habe ich dieser Heuchelei nicht schon früher Erwähnung gethan?“

„Nein“, erwiderte Reed kurz. „Um so lebhafter habe ich sie aber empfunden! Man redet ja nicht gern von vergessenen, um die halb geheilten Wunden nicht von Neuem wieder aufzureißen. Und nun wiederhole ich meine Frage: Wer von uns beiden mißbraucht seine Macht in diesem Augenblick? — Aber, was seht Ihr!“ rief er, nach der Wand hinweisend, „da hängt ja die kleine silberne Pfeife, nach der ich so lange vergebens gesucht habe. Welche entzückende Form, welche schöne Arbeit! Ich muß durchaus eine eben solche Pfeife haben, Junker Reed! Ihr gestattet wohl, daß ich die Pfeife leihe, um sie dem Goldschmied zu zeigen, wenn er morgen hierher kommt.“

Wie, mein Herr, Ihr schweigt, Ihr bestimmt Euch, Ihr versucht abermals den Waffensloven, den Freund zu kränzen, der Euch mit der Liebe eines älteren Bruders umfaßt?“

Reed murmelte einige Worte vor sich hin, die Ehner wohlfeil für eine Einwilligung hielt, denn er löste die silberne Pfeife von der Jagdtasche, steckte sie zu sich und verließ das Zimmer mit zierlichem Gruß.

37. Kapitel.

Ein Mittel gegen das Unglück.

Zwei Stimmen später fand in der kleinen Kammer, wo Kahren bis dahin hinter Schloß und Riegel gesessen hatte, ein Familienrath statt. Das Gespräch drehte sich natürlich um den Hauptmann, der sich am Morgen wieder die auffallende Ähnlichkeit Frau Elsebeths mit seiner Mutter zu Tage gemacht und ein geschmackvolles Stück Silberzeug von ihr geliehen hatte, um es nachzubilden zu lassen.

„Ich weiß wirklich nicht mehr, was wir machen sollen“, sagte die verzweifelte Edelknecht, „nur das eine ist klar, so kann es unmöglich weitergehen!“

„Ich hatte doch gehofft, daß meine Vorstellungen Eindruck auf ihn machen würden“, sagte Reed.

„Ach, armer Holger“, erwiderte Elsebeth, „Alles, was Du ihm sagen konntest, hatte er schon längst von mir gehört, das macht keinen Eindruck auf ihn. Das Schlimmste ist nur, daß die Leute schon anfangen, das Beispiel ihres Herrn nachzuahmen. Vor einigen Tagen schlachteten sie alle Hühner auf